

Das wahre Rätsel ist der Mann: Überlegungen zu Elisabeth Badinters Versuch, des Rätsels Lösung zu finden

Großmaß, Ruth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Großmaß, R. (1993). Das wahre Rätsel ist der Mann: Überlegungen zu Elisabeth Badinters Versuch, des Rätsels Lösung zu finden. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 17(1), 95-111. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266481>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ruth Großmaß

DAS WAHRE RÄTSEL IST DER MANN

**Überlegungen zu Elisabeth Badinters Versuch,
des Rätsels Lösung zu finden.***

1. Männliche Identität: ein neues Problem, ein neues Thema

Während sich die feministische Theoriedebatte in den letzten Jahren mit Fragen von Gleichheit und Differenz (unter Frauen) befaßte und der Auseinandersetzung mit der Geschlechterdifferenz in den Einzelwissenschaften Geltung verschaffte; während die feministische Kritik grundlegende androzentrische Orientierungen in zentralen Begriffen und Symbolen unserer Kultur aufdeckte – währenddessen hat sich, weitgehend in ihrem Schatten, aber nicht gänzlich unabhängig von ihr, ein neuer Diskurs etabliert: Es geht um die Analyse des männlichen Geschlechts (diesmal nicht unter der Überschrift „Der Mensch“, sondern) als Gegenüber des weiblichen Geschlechts. Die Etablierung dieses Diskurses beginnt im deutschsprachigen Bereich mit Wilfried Gottschalchs „Geschlechterneid“ (1984), ein Buch, das noch vergleichsweise wenig rezipiert wurde. Es erschienen dann einzelne Arbeiten wie Horst Herrmanns artigschuldbewußte Beschreibungen des Patriarchats als Produkt männlicher Angst vor Frauen (1989) oder der pfißige Versuch der beiden Journalisten Dieter Schnack und Rainer Neutzling (1990), die Einsichten der feministisch-psychologischen Sozialisationsforschung auf männliche Probleme beim Heranwachsen anzuwenden. Wilfried Wiecks „Männer lassen lieben“ (1987) wird (vermutlich als Pendant zu Robin Norwoods „Wenn Frauen zu sehr lieben“, 1987) zum Bestseller in diesem Genre und

* Elisabeth Badinter, die Autorin von „Mutterliebe“ (1982), hat sich 1992 in „XY“ mit der männlichen Identität auseinandergesetzt. Mein Essay beschäftigt sich vorwiegend mit diesem Text, der bisher nur in französischer Sprache vorliegt. Zitate entstammen dem Original und sind von mir übersetzt. R.G.

führt dann zusammen mit einer Reihe von Übersetzungen aus dem angelsächsischen Bereich (Gilmore, 1991; Bly, 1991) zu einem wahren Boom an Männerliteratur.

Noch 1980 konnte Helga Dierichs zutreffend feststellen:

„Dem Versuch der Frauen, ihre durch Erziehung, Gesellschaft, Tradition und Politik verstellte Person zu finden, war und ist keine vergleichbare Bewegung der Männer gefolgt. Auf den breiten und vehement geführten Angriff gegen die patriarchalische Welt reagierten die Angeklagten nur mit privater Empörung und öffentlicher Sprachlosigkeit.“ (Dierichs & Mitscherlich, 1980, S. 7) Dies trifft nun, zu Beginn der 90iger Jahre so nicht mehr zu. Im Gegenteil: Die männlichen Versuche, durch die Herrschaftsformen hindurch der eigenen Person habhaft zu werden, artikulieren sich deutlich im öffentlichen Raum; und es lohnt sich vielleicht einen Blick darauf zu werfen, was über Männer/Männlichkeit inzwischen inhaltlich gesagt werden kann.

Schaut man sich die Literatur an, die dieses Thema aufgreift, dann scheint vor allem

darin Einigkeit zu bestehen, daß männliche Identität heute in erster Linie ein Problem ist: es werden Irritationen ausgedrückt und Lösungen gesucht. Die Richtungen allerdings, in denen Lösungen vermutet werden, sind z.T. diametral entgegengesetzt. Sie reichen von Robert Blys Aufforderung, in der unmittelbaren Konfrontation mit Wildheit und Abgeschiedenheit wieder den Kontakt zur ursprünglich-archaischen Männlichkeit herzustellen, bis zu der flapsigen Einschätzung von Cheryl Benard und Edit Schlaffer (1992):

„Das wahre Dilemma der modernen Männer hat seine Ursache nicht darin, daß die Frauen so kompliziert und unzufrieden geworden sind, und daß die alten erprobten Strukturen nicht mehr gelten. Die echte männliche Identitätskrise besteht darin, daß es das, was sie suchen, einfach nicht mehr gibt (und nicht mehr geben muß): eine reine männliche Identität. Und nichts, was sie dagegen unternehmen, kann daran etwas ändern. Und wenn sie noch so laut trommeln, und wenn sie sich noch so oft umarmen, und wenn sie noch so oft in den Wald gehen und Pfadfinder spielen, sie werden nicht finden, was sie suchen: Eisenhans, den struppigen Riesen am Brunnengrund, die Männlichkeit. ... Die scharfe Trennung in Mann und Frau mit spezifischen Aufgaben und Zuständigkeiten ist in den letzten hundert Jahren aufgehoben worden und hat zu etwas geführt, was für die Menschheit schon immer bekömmlicher gewesen wäre: zu einer Vielfalt von Persönlichkeiten mit individuellen Unterschieden und Begabungen und einer gemeinsamen Menschlichkeit.“ (S. 18 f.)

Elisabeth Badinter, deren 1992 erschienenes Buch „XY“ ich im folgenden genauer untersuchen werde, versucht das gesamte Spektrum der Auseinandersetzungen um Männlichkeit zu reflektieren und auf dieser Basis zu Einschätzungen und Lösungen

zu kommen. Sie berücksichtigt zudem – und das macht das Buch interessant – auch die verschiedenen Analyseebenen, die sich in den (nun immerhin seit fast 20 Jahren) zunehmend differenzierter werdenden Debatten innerhalb der Frauenforschung zum Thema der Geschlechterdifferenzierung als relevant erwiesen haben. Denn nicht nur Weiblichkeit, sondern auch männliche Identität strukturiert sich im Ineinandergreifen verschiedener Ebenen der soziokulturellen Realität. Badinters Analyse dieser Realität bezieht daher ihr Material berechtigter Weise aus verschiedenen Quellen:

- aus der soziokulturellen Geschichte der Geschlechtsrollen im europäischen Raum,
- aus der psychoanalytischen Diskussion zur Genese von Geschlechtsidentität,
- aus der ethnologischen Forschung zur Geschlechterdifferenzierung in anderen Kulturen,
- aus Befunden der empirischen Sozialforschung
- und aus der Artikulation der männlichen Identitätskrise in der fiktionalen Literatur männlicher Autoren.

Sich mit Badinters Text auseinanderzusetzen, scheint mir daher gewinnbringend. Und wie sich in der Kritik ihrer Argumentation zeigen wird, ermöglicht diese Auseinandersetzung auch, einige grundsätzliche Probleme der gesamten Debatte deutlich zu machen. Doch zunächst zu Badinters Arbeit selbst:

2. XY – Von der männlichen Identität

Badinter beginnt mit der Feststellung, daß die gegenwärtige Krise der männlichen Identität nichts Neues ist. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert wurde die männliche Rolle durch die Salonkultur der „Preziösen“ in Frage gestellt, die nicht nur eine eigene künstlerische Stilrichtung hervorbrachten, sondern auch Verfeinerung und Stilisierung von Umgangsformen, Selbstausdruck und Kleidung zum Programm erhoben. In Großbritannien fand zwischen 1688 und 1714 (Restauration) in Folge erster frauenrechtlicher Forderungen eine heftige Auseinandersetzung um Geschlechtsrollen, Sexualität und Familie statt. Drohende Verweiblichung und Angst vor Homosexualität sind (wie heute) die zentralen Konfliktpunkte. Und auch die ideologischen Mittel zur Heilung des Übels sind bereits in der Debatte. „Sehr schnell stellten einige Kampfschriften die Verbindung her zwischen männlicher Verweiblichung und nationalem Verrat einerseits und traditioneller Männlichkeit und Patriotismus andererseits.“ (S. 28 f.) Beendet wurde diese ganze erste Phase der Infragestellung der Geschlechterrollen durch die französische Revolution, die andere Pro-

bleme in den Vordergrund rückte und gleichzeitig für die bürgerlichen Stände zur Festschreibung der alten Rollenfestlegung der Geschlechter unter veränderten sozialen und politischen Bedingungen führte.

Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert bricht die Geschlechterkrise (wiederum mit der Folge einer Irritation männlicher Identität) erneut auf. Zwischen 1871 und 1914 erkämpft eine nun breitere Frauenbewegung Bildungsrechte und formuliert Ansprüche auf gleiche Arbeits- sowie politische Aktionsmöglichkeiten. Die Männerreaktion ist (aller Besonnenheit der bürgerlichen Frauenbewegung zum Trotz) panisch: „Der Mann fühlt sich in seinen Einflußmöglichkeiten, seiner Identität und in seinem alltäglichen Leben bedroht.“ (S. 31 f.) Hintergrund dieser unangemessenen Reaktion sind die Folgen der zunehmenden Industrialisierung für die männliche Individualität: Mechanisierung und Austauschbarkeit charakterisieren die wichtigste Domäne männlichen Selbstgefühls, die Erwerbsarbeit, und verwehren Selbstbestätigung: „Weder Kraft noch Initiative noch Phantasie sind noch nötig, um den Lebensunterhalt zu verdienen.“ (S. 32)

In der traditionellen Rolle des Soldaten läßt sich dieser Bedrohung im 1. Weltkrieg dann vorerst Herr werden. Hypervirilität ist die vorübergehende Antwort auf Identitätsverlust. In den Vereinigten Staaten gibt es im übrigen fast zeitgleich eine ähnliche Auseinan-

dersetzung, die allerdings weniger die Angst um Identitätsverlust des individuellen Mannes zum Movens hat als vielmehr eine befürchtete Feminisierung der Kultur. Die Akzente der männlichen Reaktion liegen daher auch eher auf Maßnahmen wie Separation der Geschlechter in der Erziehung (Pfadfinderbewegung) und öffentliche Zentrierung auf (eher gewalttätige) virile Mannschaftssportarten wie Baseball und Football.

Nach einer kurzen Reorganisationsphase der europäischen Gesellschaften nach Ende des Krieges gibt es vor allem in den Metropolen ein kurzes Aufblühen von verschiedenen Lebenskulturen (die goldenen 20er), die auch das Geschlechterverhältnis verschieben. Daß der Faschismus in Deutschland und Italien, der eng verknüpft ist mit Problemen männlicher Identität, u.a. einen gewaltsamen Versuch darstellt, die traditionelle Rollenaufteilung der Geschlechter zu reetablieren, ist an seinen Idealbildern und Programmen unmittelbar ablesbar. Schließlich endet auch diese Krise der Männlichkeit krieglerisch.

„Aber der Krieg konnte nicht die grundlegenden Probleme verdecken, die man nicht hatte lösen können und die heute in ihrer ganzen Schärfe wieder auftauchen. Seit der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, wo die Hypervirilität sich in ihrer ganzen Pathologie gezeigt hat, kann der Krieg nicht mehr als Heilmittel für die Schwächen der Männlichkeit erscheinen. Wir finden uns erneut mit dem Problem ‚Mann‘ konfrontiert, diesmal ohne Fluchtweg am Horizont.“ (S. 41)

Betrachtet frau diese historische Skizze mit feministisch geschultem Blick, dann ist sofort offenkundig, daß die Identitätskrisen des Mannes denselben Rhythmen folgen wie die Emanzipationsbewegungen der Frauen. Die Auseinandersetzungen um die männliche Identität erscheinen oft als Folge von Veränderungen auf seiten der Frauen. Badinter formuliert:

„Die Geschichte der patriarchalen Gesellschaften beweist, daß es immer die Frauen sind, die die ‚großen Inspektionen‘, um die es hier geht, veranlassen. Und nicht die Männer. Das ist leicht durch deren privilegierte Situation in diesen Gesellschaften zu erklären.“ (S. 24)

Männer fühlen daher ihre eigene Irritation oft durch die progressiven Frauen verschuldet (denn vorher war für sie alles in Ordnung) und kämpfen entsprechend dagegen an. Doch:

„In Wahrheit ist der westliche Feminismus weniger dafür verantwortlich, die festen Geschlechtsmerkmale durcheinander gebracht, als vielmehr den nackten Kaiser sichtbar gemacht zu haben. Indem sie die Rollentrennung beendeten und systematisch in bis dahin den Männern vorbehalten Bereichen Fuß faßten, haben die Frauen dafür gesorgt, daß ein universelles männliches Charakteristikum verschwand: die Überlegenheit des Mannes gegenüber der Frau.“ (S. 17)

Die aktuelle Krise der männlichen Identität ist für Badinter auf Grund der bereits vollzogenen Veränderung des Geschlechterverhältnisses auch in ihren selbstreflexiven Momenten ernster zu nehmen als ihre Vorläufer. Die möglichen Ansatzpunkte für eine entsprechende Neuorientierung reichen einerseits von Versuchen, erneut biologische Differenzen zwischen den Geschlechtern zum Ausgangspunkt von Geschlechtsrollenbestimmungen zu nehmen (Soziobiologie), bis zu den Positionen feministischer Differenztheorie (Luce Irigaray, Adrienne Rich) oder des Ökofeminismus, die letztendlich aus den unterschiedlichen Körpererfahrungen und Selbstwahrnehmungen von Männern und Frauen Geschlechterdichotomien als (quasi-)anthropologische Konstanten ableiten und Frauen (mit anderer Bewertung) erneut Naturnähe und Männern (traditionelle Männlichkeitsnormen nun negativ bewertend) Kälte und Destruktivität zuschreiben. Badinter hält von solchen Festschreibungen nichts: „Man findet hier denselben Diskurs wieder wie bei den Soziobiologen, die eine Biene mit einer Frau vergleichen können, nicht aber einen Mann mit einer Frau.“ (S. 48)

Solchen Theorien, die die Differenzen zwischen den Geschlechtern betonen, stellt Badinter konstruktivistische Konzepte gegenüber: Der Vergleich verschiedener kultureller Lösungen für die soziale Gestaltung des sexuellen Dimorphismus im Feld der Ethnologie (Bezugspunkte sind Mead, 1970 und Gilmore, 1991) macht deutlich, daß es für Männlichkeit (wie für Weiblichkeit) ein großes Spektrum von Gestaltungsmöglichkeiten gibt: von kriegerischer Aggressivität bis zu musischer Sanftheit, von ökonomischer Allmacht bis zu ökonomischer Abhängigkeit reicht das Spektrum der Spezifika von Männlichkeit. Und die Relationen zwischen den Geschlechtern können hierarchisch, weitgehend separatistisch oder kooperativ sein. Durchgängig scheint nur zu sein, daß die Geschlechterdifferenz ein soziales Strukturierungskriterium für Gemeinschaften/Gesellschaften ist.

Damit ist deutlich, daß männliche Identität mit ihren Inhalten und Bedeutungen eine soziokulturell konstruierte ist, die als solche veränderbar und theoretisch dekonstruierbar ist. Radikalen Dekonstruktionsansätzen jedoch, die die Geschlechterdifferenz als soziale Sturkturierung ganz überwinden wollen, will Badinter allerdings nicht folgen. Denn trotz allem

„wissen wir genau, daß es zwei Geschlechter gibt und daß der Mann keine Frau ist. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, unterscheiden wir immer das eine Geschlecht vom anderen. Wenn die Unterschiedlichkeit der Verhaltensweisen den Vorrang der Biologie auch in Abrede stellt, so kann die Vielfältigkeit von Maskulinitäten doch nicht gemeinsame Merkmale, ja sogar geheime Komplizenschaften verhindern. Und genau um deren Untersuchung geht es jetzt.“ (S. 52)

Diese im Einleitungsteil ihres Buches herausgearbeitete Fragestellung verfolgt Badinter dann im weiteren auf drei Ebenen:

- Sie untersucht die Entwicklungsbedingungen des männlichen Individuums bis zum Erwachsenenalter.
- Sie beschreibt die Situation des zeitgenössischen Mannes, wie sie in Literatur und Wissenschaft zum Ausdruck kommt.
- Und schließlich versucht sie so etwas wie den Entwurf einer jetzt möglich werdenden neuen männlichen Identität.

Die wichtigsten Ergebnisse ihrer Überlegungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

2.1 Die Genese der individuellen männlichen Identität

Die Entwicklung eines männlichen Individuums – so Badinters erste These – erfordert eine größere Differenzierungsleistung als die eines weiblichen Menschen. Bereits pränatal ist die Entstehung eines männlichen Embryos ein Prozeß der Differenzierung einer generell weiblichen Grundausstattung – ausgelöst durch das Y-Chromosom. Diese Prozeßform (= männlich entsteht durch die Differenzierung von weiblich) beginnt mit der Hormonsteuerung, setzt sich fort bei der Herausbildung der Keimdrüsen und reicht bis zur äußeren körperlichen Genitalausstattung. Geboren von einer Frau, ist die Entwicklung des männlichen Kindes dann derselben Struktur unterworfen: aus einem weiblichen Raum, in dem sich das Kind mit dem weiblichen Elternteil in der Symbiose des Anfangs identifiziert, kann die sexuelle Identität des männlichen Kindes nur in der Abkehr von der Mutter entstehen.

Je nach Erziehungspraktiken variiert in den verschiedenen Kulturen (auch innerhalb einer Gesellschaft) die Dauer und die Zuwendungsintensität während der weiblich beschützten Phase des Kindes. Unausweichlich jedoch ist, daß das männliche Kind diesen weiblichen Raum verlassen muß und seine Orientierung in der männlichen Gruppe findet.

„Das Besondere der männlichen Identität (im Gegensatz zur weiblichen Identität) liegt in der Phase der Abgrenzung in Bezug auf das mütterliche Weibliche. Dies ist die *conditio sine qua non* des Gefühls der Zugehörigkeit zur Gruppe der Männer. Deren Ähnlichkeit und deren Solidarität entstehen aus dem Distanznehmen von Frauen, besonders von der ersten unter ihnen, der Mutter.“ (S. 85)

Ob in aufwendigen Vorbereitungen auf die Initiationsriten oder in der Separation der Geschlechter in kindlichen peer-groups, immer geht es um den Übergang vom weiblichen Raum in die Gruppe der Männer. Je höher und härter die Anforderungen einer Gesellschaft an die erwachsenen Männer sind (so ein Resümee von Gilmore), um so härter sind die Rituale, denen Jungen und männliche Jugendliche unterworfen werden, um in die Gruppe der Männer zu gelangen.

Und Badinter fügt hinzu, daß die offeneren und weicheren Individualisierungsformen der modernen Industriegesellschaften (in denen die Geschlechter einander ähnlicher sind) den Übergang für den einzelnen vielleicht weniger hart, aber nicht weniger problematisch machen. Immer in Gefahr, als Baby oder Mädchen diffamiert zu werden (denn die dürfen sich bei den Frauen aufhalten), findet der Kampf fast ohne soziale Modelle auf der inneren Bühne und im sozialen Feld der Gleichaltrigen statt.

Und die moderne Romanliteratur bezeugt beredt die Möglichkeit (und das fast Normale) des Scheiterns: die verschlingende, kastrierende Mutter und der farblose, sich entziehende Vater sind zentrale Themen männlicher Belletristik.

Badinter plädiert dafür, die universelle Notwendigkeit der sexuellen Differenzierung anzuerkennen, die häufig radikale Separation der Geschlechter zwischen fünf und vierzehn als Durchgangphase zu akzeptieren und endlich die Ideologie der angeborenen weiblichen Mutterliebe aufzugeben, die die Vorstellung ermöglicht, Frauen seien in der Lage, das Gedeihen der nächsten Generation allein zu garantieren. Stattdessen geht es um die Beteiligung der Männer an der Kindererziehung, gerade im Interesse der Knaben. Anregend ist die Beteiligung beider Eltern an der Versorgung für Kinder beiderlei Geschlechts, wie empirische Untersuchungen zeigen. Für den Prozeß der männlichen Identitätsbildung aber, die sich – so Badinter – nicht wie die weibliche quasi-natürlich vollzieht, ist die väterliche Figur (zunächst als mütterlich-fürsorgender Vater, dann als Modell/Lehrer) unerlässlich.

„Wenn die ersten Lebensjahre vorüber sind, muß der Vater seine ganze Virilität mobilisieren, um sie seinem Sohn weiterzugeben. Er muß seine eigene Bisexualität einsetzen und sich vom mütterlich Fürsorgenden zum Mentor weiterentwickeln. Zwei Phasen der väterlichen Liebe, eine so wichtig wie die andere.“ (S. 269) – Dies Badinters Vision. Und sie fügt hinzu: „Aber bis jetzt sind die Väter selten, die vom einen zum anderen übergehen können.“

Daß es für Väter so schwierig ist, angemessen Väter zu sein, hat – so Badinter – seinen Grund in den spezifischen Entwicklungsformen des westlichen Patriarchats: Die Kultur der männlichen Erziehung in altersdifferenten Gruppen (wie im klassischen Griechenland) ist zerfallen; die Stilisierung des Homosexuellen zu einem spezifischen Charakter hat Homoerotik auch als Durchgangsstadium tabuisiert (sowie Homophobie zum Element männlicher Identität gemacht). Die Auflösung der männlich dominierten Familienökonomie schließlich hat die klassische Rollenidentität zu einer ausschließlich negativen Statusidentifikation entleert: männlich = nicht kindlich-klein, = nicht weiblich, = nicht homosexuell.

2.2 Kranke Männlichkeit – leidende Männer

„Das patriarchale System hat einen verstümmelten Mann hervorgebracht, der nicht in der Lage ist, X und Y bzw. sein väterliches und sein mütterliches Erbe miteinander zu versöhnen.“ (S. 185)

Mann werden bedeutet in den westlichen Gesellschaften, die die Familie in einen ausschließlich weiblichen Raum verwandelt haben: Ausgrenzung der eigenen weiblichen Anteile und Statusidentifikation mit formaler Männlichkeit: es entsteht der moderne Macho, der harte Mann, der sich in peer-groups zusammenschließt, sich dort an Klischeebildern orientiert und zu befriedigenden Beziehungen nicht mehr in der Lage ist (Badinter verweist auf die „Knotenmänner“ in Herdis Moellehaves bekanntem Roman). Misogynie, Antisemitismus und Homophobie gehören zum Bodensatz dieser Männlichkeit.

Gerade solche Züge männlicher Präsenz haben in Verbindung mit Gewalt und Vergewaltigung Virilität in Verruf gebracht – bei den Frauen, in feministischen Auseinandersetzungen und bei männlichen Individuen (s. Ungar, 1923/1987; Stoltenberg, 1990). Die deutliche Artikulation der neuen Frauenbewegung sowie ihr Erfolg in der Öffentlichkeit haben die Irritationen des männlichen Ich zugespitzt. Es steht eine Auseinandersetzung an um den Kern männlicher Identität, eine Veränderung von Orientierungen und Verhaltensformen der Männer. Doch:

„Wer auf eine Revision des Idealbildes von Männlichkeit wartet, muß frapiert sein über die Vervielfachung von Romanfiguren, die ihren Schwund an Männlichkeit beweinen, sich in Alkohol, Drogen oder Irrfahrten flüchten oder in die Homosexualität abtauchen, dem letzten Asyl, das für Frauen verboten ist. Zahlreiche Romane beschreiben Männer von dreißig oder vierzig Jahren, ohne Identität, impotent bei Frauen, die in die gelegentliche Homosexualität der Adoleszenz regredieren.“ (S. 191)

Es scheint so, als ob es zur traditionellen Männlichkeit oder dem Leiden an ihr keine Alternative gäbe. Denn der Softie, der weiche Mann, der Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre hoch im Kurs stand, ist keine Alternative, sondern der Versuch, als scheinbar Erwachsener „Mamas lieber Junge“ zu sein. In der psychologischen Literatur wird das dazugehörige Persönlichkeitsbild inzwischen mit den literarischen Figuren bezeichnet, die diese Sehnsucht vorwegnehmen: „Peter Pan“ und „Der kleine Prinz“. Der Amerikaner John Lee hat unter dem Titel „Flying Boy“ (1989) seine eigene Geschichte aufgearbeitet, die diesem Syndrom entspricht: Sohn eines alkoholabhängigen Vaters und einer ihn idealisierenden Mutter, kultiviert er das Selbstbild des ewigen Jugendlichen, der seine weichen Seiten pflegt und zugleich von Arbeit und Sex besessen ist, ohne wirklich Beziehungen eingehen zu können. Erst eine Psychoanalyse ermöglicht, die Wurzeln der eigenen Desorientiertheit zu erfassen und diese zu verarbeiten. Badinter konstatiert:

„Nicht alle ‚Flying Boys‘ haben Hilfe bei der Psychoanalyse gefunden, und eine Reihe von ihnen hat ein mißlungenes Beziehungsleben, begleitet von Impotenz und Depressionen. Andere

haben ihre Wut gegen Frauen gerichtet wie jene Scheidungsväter, die dagegen revoltieren, ihrer Kinder beraubt zu sein; oder wie jener Romanheld, der, nachdem er seine Frau sitzengelassen hat, um seinen Abenteuern zu leben, einem Freund gesteht: Ich hatte die Rolle des Schlafens, der im Schlepptau der Frauenbewegung marschiert, einfach satt.“ (S. 230)

Das Idol der neuen Männerbewegung – Robert Bly – schlägt als Lösung des modernen männlichen Dilemmas vor, den Männern durch Selbsterfahrung die Möglichkeit zu geben, den „Wilden“ in sich und damit ihre eigene Vitalität wiederzuentdecken, befreit von der gewaltsamen Seite der traditionellen Männlichkeit. Diese Lösung, so Badinter,

„überzeugt kaum. Die Nostalgie in Bezug auf die alten patriarchalen Zeiten (Griechenland, Mittelalter) ist vielmehr so groß – trotz der ständigen Dementis – daß wir Stück für Stück zum alten Dualismus der Geschlechter zurückgeführt werden, der mit dem Entwicklungsstand unserer Lebensgewohnheiten und unseres Bewußtseins unvereinbar ist.“ (S. 231)

Wer sich mit der Identität eines Geschlechts ohne Relation zum anderen auseinandersetzt – wie viele moderne Versuche zur Rettung der Männlichkeit – gerät leicht in die Sackgasse, anthropologisch konstante Geschlechtsmerkmale zu entwerfen. Jede Geschlechtsidentität beinhaltet jedoch außer dem eigenen Körperbezug und der kulturell-historischen Bedeutung des eigenen Geschlechts auch eine realistische Relation zum anderen Geschlecht.

2.3 Mit sich versöhnt: der nette Mann

Badinters eigener Beschreibungsversuch von Männlichkeit greift diese letzte Forderung auf. Es geht ihr um ein Modell von Mann-Sein, das der in den letzten 20 Jahren entstandenen Relation der Geschlechter angemessen ist. Männer wie Frauen suchen Selbstbestätigung in Ausbildung und Beruf und wünschen sexuelle und emotionale Befriedigung in Beziehungen. Eine komplementäre Zuordnung der Geschlechter (Er hat/kann, was ihr fehlt, und umgekehrt) macht deshalb keinen Sinn mehr. Zumindestens auf der Beziehungsebene hat das Patriarchat ausgedient. Die Frauen haben die entsprechenden Schritte bereits weitgehend vollzogen: Leistungsfähigkeit, beruflicher Erfolg, Durchsetzungs- und Auseinandersetzungsfähigkeit sind nicht mehr per se unweiblich. Erforderlich für eine entsprechende Veränderung auf seiten der Männer ist nicht das Auslassen der männlichen Differenzierung, sondern die Wiederversöhnung des erwachsenen Mannes mit seiner primären Weiblichkeit. Badinter

scheint sich so etwas wie androgyne Menschlichkeit mit männlichem Akzent vorzustellen, was besonders im Umgang mit Kindern von Bedeutung ist:

„Bemuttern, dann Rugby-Spielen Die androgyne Identität erlaubt ein Kommen und Gehen von weiblichen und männlichen Eigenschaften, das weder mit der ‚Ökonomie der Separation und Distanz‘ vergleichbar ist noch mit der ‚Ökonomie der Fusion‘.“ (S. 250)

Wichtigstes Terrain einer entsprechenden Veränderung ist für sie die familiäre Erziehung, das Engagement der Väter und die klare Formulierung der Entwicklungsaufgaben, vor denen die Heranwachsenden stehen:

„Es ist an der Zeit, unseren Söhnen zu sagen, daß Terminator – weit entfernt davon ein Übermensch zu sein, eine jämmerliche Parodie ist. Es ist besonders an der Zeit, eine Lobrede auf die männlichen Tugenden zu halten, die sich nicht einfach so einstellen oder leicht erworben werden, sondern die zu erreichen Anstrengung und Übung erfordert. Sie heißen Selbstbeherrschung; Überwindungskraft; Risikobereitschaft und die Bereitschaft, Niederlagen hinzunehmen; Widerstand gegen Unterdrückung Sie sind die Voraussetzungen für Kreativität und Würde. Sie stehen allen menschlichen Wesen genau so zu wie die weiblichen Tugenden. Diese bewahren die Welt, jene erweitern ihre Grenzen. Weit entfernt davon, unvereinbar zu sein, sind sie untrennbar, wenn Humanität erreicht werden soll. Obwohl eine Jahrtausende alte Tradition sie in Opposition gesetzt hat, indem sie sie ausschließlich dem einen oder dem anderen Geschlecht zugesprochen hat, werden wir uns allmählich dessen bewußt, daß die einen ohne die anderen in Gefahr sind, sich in einen Albtraum zu verwandeln: die Selbstbeherrschung kann zum neurotischen Zwang werden, die Risikobereitschaft selbstmörderisch; Widerstand kann sich in Aggression verwandeln. Umgekehrt können die zur Zeit so hochgeschätzten weiblichen Tugenden, wenn sie nicht durch männliche Tugenden gemildert werden, zu Passivität und Unterordnung führen.“ (S. 277)

3. Selbstversöhnung statt Konflikt – Kritische Anmerkungen zu „XY“

Ich habe Badinter auch in ihren visionären Passagen so ausführlich zu Wort kommen lassen, weil so unmittelbar deutlich wird, an welchen Rahmenvorstellungen sich Badinters Analysen und Recherchen orientieren. Der Rahmen, der die theoretische Auseinandersetzung eingrenzt und letztlich beschränkt, ist – dies wird in ihrem Lösungsmodell offenkundig – die heterosexuelle Paarbeziehung (mit Kindern) als Bezug für Identität.

Erst diese Voraussetzung (die unausgesprochen bleibt) gibt Badinters Entwurf der neuen männlichen Identität, zumindestens aus der weiblichen Position der Paarkonstellation heraus betrachtet, große Überzeugungskraft. Denn welche moderne hete-

rosexuelle Frau mit Kindern oder entsprechenden Wünschen wäre nicht interessiert an dem beschriebenen „versöhnten“ Mann? Ob die Begeisterung allerdings auf der männlichen Seite ähnlich groß ist, wage ich (so wünschenswert dies vielleicht auch wäre) zu bezweifeln. Verlangt dieses Modell doch vom Mann vor allem Anstrengung, selbstkritische Auseinandersetzung und die Übernahme von Verantwortung; und all dies gehörte doch nach Badinters eigenen Recherchen nicht gerade zu den Stärken zeitgenössischer Männlichkeit.

Auch in anderen Aspekten ist Badinters Lösungsvorschlag problematisch. Wenn man etwa die geforderte Neukonturierung von Virilität mit dem vergleicht, was in ihrem eigenen Entwurf letztendlich an Inhalten produziert wird, dann läßt sich eine deutliche Diskrepanz feststellen, die ihr selbst anscheinend entgeht: Das androgyne Modell macht ehemals geschlechtsspezifisch festgelegte Eigenschaften und Fähigkeiten beiden Geschlechtern zugänglich. Dieselben Eigenschaften und Fähigkeiten können also nun nicht mehr als identitätsstiftend für ein Geschlecht verbucht werden. Und so läßt sich fragen, was bei diesem Modell an spezifisch männlichen Merkmalen eigentlich übrigbleibt: ein männlicher Körper (der ja eher Voraussetzung für männliche Identität ist als deren Inhalt) und die Fähigkeit, in männlichen peer-groups zurechtzukommen? Lohnt sich hierfür der ganze Aufwand einer sexuellen Identitätsfindung überhaupt? Oder ist dann die Vorstellung von Benard und Schlaffer (1992) nicht doch plausibler, daß es um eine Vielfalt von Persönlichkeiten mit individuellen Unterschieden und Begabungen geht, deren Geschlecht bei der Wahl von Sexualpartnern oder für die Produktion gemeinsamer Kinder interessant ist, sonst aber eher belanglos?

Und – so läßt sich fragen – was hat es insgesamt mit der Dringlichkeit der männlichen Identitätsproblematik auf sich, wenn sie sich mit zwar nicht ganz kurzfristig greifenden, aber doch eher schlichten Maßnahmen wie der verantwortlichen Beteiligung (erwachsener) Väter an der Erziehung beheben läßt? – Eine Forderung im übrigen, für die sich Frauen (mit unterschiedlichen Argumentationen) schon seit langem stark machen. Könnte es sein, daß die Arbeit von Badinter nichts anderes ist als der aufwendige (und kenntnisreiche!) Versuch, den Männern zu erklären, daß ein kooperatives Umgehen mit Frauen und Kindern vor allem zu ihrem eigenen Besten ist?

Durch solche Fragen skeptisch geworden, geht der kritische Blick zurück an die Stellen der Argumentation Badinters, die schon beim ersten Durchgang etwas verquer wirkten: die widersprüchliche Haltung zur Homosexualität (einerseits normale sexu-

elle Orientierung neben anderen, anderseits Durchgangsstadium und beim Erwachsenen Zeichen von Unreife); eine merkwürdige Liebe zur Dynamik der Chromosomen, der Glaube an das Natürliche weiblicher Identitätsfindung und die Vorstellung, daß kleine Jungen und große Männer es grundsätzlich schwerer haben.

Diese problematischen Punkte, die klassischen Geschlechterstereotypen entsprechen, schleichen sich in Badinters Konzeption, obwohl explizit der Glaube an die biologische Verankerung von Geschlechtsidentität zurückgewiesen und das Wissen um das Patriarchat als Herrschaftssystem mehrfach formuliert wird.

Wir treffen hier auf ein Phänomen, das auch in den verschiedenen Versuchen, der weiblichen Identität auf die Spur zu kommen (s. Chodorow, 1985; Olivier, 1987; Irigaray, 1989) aufzufinden war: die Wirksamkeit der Geschlechterideologie, selbst noch in ihrer Kritik. An einem Punkt (der für Badinter allerdings zentral ist) möchte ich das im folgenden verdeutlichen, am Begriff der Differenzierung in der männlichen Entwicklung:

Badinter zeichnet eine durchgehende Linie in der männlichen Entwicklung, die aus einer Abfolge von Differenzierungen besteht. Diese Linie beginnt bei der Zellvereinigung in der Befruchtung; das vom Vater geerbte Y-Chromosom leitet eine männliche Differenzierung der undifferenziert weiblichen Grundausstattung ein. Dies setzt sich fort bei der Entwicklung der Keimdrüsen und der körperlichen Genitalausstattung und endet wiederum mit einem Differenzierungsprozeß bei der Herausbildung der männlichen Identität im Alter zwischen fünf und vierzehn. All diese verschiedenen Prozesse werden unter demselben Begriff – Differenzierung – gefaßt, in einer deutlichen Kampfmetaphorik beschrieben und zugleich als störungsanfällig und fragil bewertet. Neben einem Entwicklungsmodell männlicher Identität wird dadurch (sehr wirksam!) ein Geschlechterbild transportiert: Zu einem Mann heranzuwachsen erscheint als etwas Schwieriges, das großer Unterstützung bedarf, in jeder Phase scheitern kann und für die Individuen selbst ein dauernder Kampf ist (- die Perspektive einer Söhne-Mutter?). Ganz im Gegensatz dazu die weibliche Entwicklung: Sie verläuft gradlinig und naturhaft einfach ab und vollzieht sich eher nebenher in einer unproblematischen weiblichen Dauerumgebung.

Diese Vorstellung von den Geschlechtern durchzieht Badinters ganzes Buch und ist wichtiges Element ihrer Beurteilung von Männlichkeit. Plausibel ist sie nur auf der emotional besetzten bildlich Ebene und auch nur so weit, wie die LeserInnen kompatible Bilder selbst mitbringen. Auf der theoretischen Ebene sind diese Bilder nicht einmal ansatzweise abzusichern. Denn auf der Realebene handelt es sich bei

Hormonsteuerung, bei der Entwicklung von Hoden aus schamlippenartigen Vorstufen und bei der Herausbildung einer sexuellen Identität um ganz verschiedene Prozesse, die zwar insofern aufeinander aufbauen, als sie zeitlich nacheinander in demselben Individuum stattfinden und in der Vorstellungswelt unserer wissenschaftlich „aufgeklärten“ Kultur zu einer männlichen Person gehören. Daß sich in all diesen Prozessen (ab ovo!) ein männliches Individuationsprinzip zeigt (nämlich: Mannwerden heißt sich gegen Weiblichkeit durchsetzen), ist eher Ausdruck von Geschlechterklischees (eben derselben Kultur) als deren Erklärung oder Veränderung.

Mit der Orientierung ihres eigenen Denkprozesses an solchen Geschlechterstereotypen verdeckt Badinter ein Dilemma ihrer Fragestellung, das darin besteht, eine nicht angeborene, aber dennoch universelle Männlichkeit beschreiben und begründen zu wollen. Würde sie sich diesem Dilemma stellen, dann würde vielleicht auch deutlich, daß es weniger um Männlichkeit generell geht als vielmehr um eine Erklärung dafür, warum in einer Situation, in der die Geschlechterrollen durchlässiger werden und männliche Identität kaum noch funktionell bestimmt werden kann, es anscheinend für die Individuen immer noch einen großen Druck gibt, ein sexuell eindeutiges Selbstgefühl zu entwickeln. – Eine Fragerichtung, die Badinter mehrfach berührt, aber nicht explizit verfolgt.

Die Antwort auf diese Fragestellung müßte man dann auch weniger an und (auf geheimnisvolle Weise versteckt) in den Personen suchen, als vielmehr in unseren kulturellen Orientierungsmustern, die Eindeutigkeit in der geschlechtlichen Zuordnung voraussetzen, will man sich in ihnen zurechtfinden (s. hierzu Hagemann-White, 1988).

Literatur

- Badinter, E. (1992). *XY. De l'identité masculine*. Paris.
 Benard, Ch. & Schlaffer, E. (1992). *Ohne uns seid ihr nichts. Was Frauen für Männer bedeuten*. München.
 Bly, R. (1991). *Eisenhans. Ein Buch über Männer*. München.
 Chodorow, N. (1985). *Das Erbe der Mütter*. München.
 Dierichs, H. & Mitscherlich, M. (1981). *Männer. Zehn exemplarische Geschichten*. Frankfurt.
 Gilmore, D. D. (1991). *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*. München.

- Gottschalch, W. (1984). *Geschlechterneid*. Berlin.
- Hagemann-White, C. (1988). „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ...“. In C. Hagemann-White & M. S. Rerrich (Hrsg.) (1988). *FrauenMännerBilder* (S. 224-235). Bielefeld.
- Herrmann, H. (1989). *Die Angst der Männer vor den Frauen*. Hamburg.
- Irigaray, L. (1989). *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg.
- Lee, J. (1987). *The Flying Boy*. Florida.
- Mead, M. (1970). *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften*. Bde. 1-3. München.
- Moellehave, H. (1980). *Le und die Knotenmänner*. Hamburg.
- Norwood, R. (1987). *Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden*. Reinbek.
- Olivier, Ch. (1987). *Jokastes Kinder*. Düsseldorf.
- Schnack, D. & Neutzling, R. (1990). *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*. Hamburg.
- Stoltenberg, J. (1990). *Refusing to be a Man*. New York.
- Ungar, H. (1923/1987). *Les Mutilés* (Übers. aus dem Tschechischen). Paris.
- Wieck, W. (1987). *Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau*. Stuttgart.